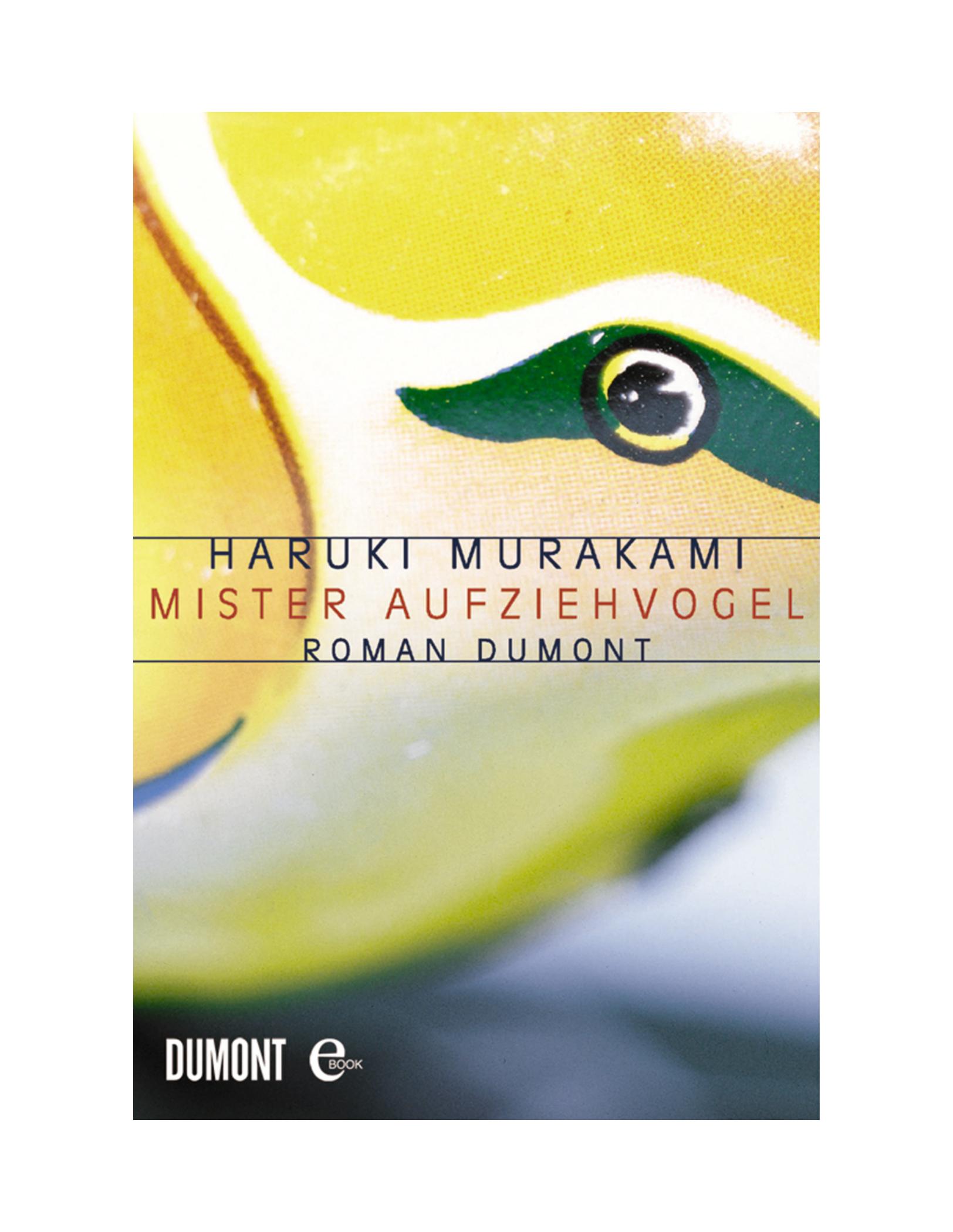


A close-up photograph of a yellow bird's face, focusing on its eye. The eye is a vibrant green with a black pupil and a white ring around it. The background is a soft, out-of-focus yellow and green.

HARUKI MURAKAMI
MISTER AUFZIEHVOGEL
ROMAN DUMONT

A close-up photograph of a yellow bird's face, likely a canary, with a prominent green eye. The bird's beak is visible on the left side. The background is a soft, out-of-focus blue and white.

HARUKI MURAKAMI
MISTER AUFZIEHVOGEL
ROMAN DUMONT

DUMONT eBOOK

HARUKI MURAKAMI
MISTER AUFZIEHVOGEL
ROMAN DUMONT
AUS DEM ENGLISCHEN VON
GIOVANNI BANDINI UND DITTE BANDINI

DIE ORIGINALAUSGABE ERSCHIEN 1994 UND 1995 UNTER DEM TITEL NEJIMAKI-DORI
KURONIKURU BEI SINCHOSA LTD., TOKYO UND 1997 IN DER ENGLISCHEN ÜBERSETZUNG
BEI ALFRED A. KNOPF, INC., NEW YORK

© 1997 HARUKI MURAKAMI

E-BOOK 2011

© 1998 FÜR DIE DEUTSCHE AUSGABE: DUMONT BUCHVERLAG, KÖLN

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

AUSSTATTUNG UND UMSCHLAG: GROOTHUIS+MALSY

UMSCHLAGFOTOGRAFIE: GEOFF SPEAR

SATZ: GREINER & REICHEL, KÖLN

ISBN E-BOOK: 978-3-8321-8596-1

WWW.DUMONT-BUCHVERLAG.DE

MISTER AUFZIEHVOGEL

ERSTES BUCH:
DIE DIEBISCHE ELSTER
JUNI UND JULI 1984

Als das Telefon klingelte, war ich in der Küche, wo ich einen Topf Spaghetti kochte und zu einer UKW-Übertragung der Ouvertüre von Rossinis *Die diebische Elster* pfiff, was die ideale Musik zum Pastakochen sein dürfte.

Eigentlich wollte ich es klingeln lassen – nicht nur weil die Spaghetti fast fertig waren, sondern auch weil Claudio Abbado die Londoner Symphoniker gerade ihrem musikalischen Höhepunkt entgegenführte. Schließlich mußte ich aber nachgeben. Es hätte auch jemand sein können, der mir von einem möglichen Job erzählen wollte. Ich drehte die Flamme herunter, ging ins Wohnzimmer und hob ab.

»Zehn Minuten, bitte«, sagte eine Frau am anderen Ende.

Ich bin gut darin, Leute an der Stimme zu erkennen, aber diese kannte ich nicht.

»Wie bitte? Wen wollten Sie sprechen?«

»*Sie* natürlich. Zehn Minuten, bitte. Mehr brauchen wir nicht, um uns zu verstehen.« Ihre Stimme war tief und weich, aber ansonsten ohne besondere Kennzeichen.

»Uns zu verstehen?«

»Gefühlsmäßig.«

Ich beugte mich vor und spähte durch die Küchentür. Der Nudeltopf dampfte munter vor sich hin, und Claudio Abbado dirigierte noch immer *Die diebische Elster*.

»Tut mir leid, aber ich stecke gerade mitten im Spaghettikochen. Dürfte ich Sie bitten, später noch einmal anzurufen?«

»*Spaghetti*? Was haben Sie morgens um halb elf Spaghetti zu kochen?«

»Das geht Sie überhaupt nichts an«, sagte ich. »*Ich* entscheide, was ich esse und wann ich es esse.«

»Da haben Sie natürlich recht. Ich ruf später noch einmal an«, sagte sie, und ihre Stimme klang jetzt kühl und ausdruckslos. Ein kleiner Stimmungswechsel kann bei einer Stimme wahre Wunder bewirken.

»Moment noch«, sagte ich, bevor sie auflegen konnte. »Wenn das irgendein neuer Verkaufsgag ist, können Sie die Sache vergessen. Ich bin arbeitslos. Ich bin an nichts interessiert.«

»Keine Sorge. Ich weiß.«

»Sie wissen? Was wissen Sie?«

»Daß Sie arbeitslos sind. Das ist mir bekannt. Also gehen Sie schon, lassen Sie Ihre kostbaren Spaghetti nicht warten.«

»Wer zum Teufel –«

Sie hängte ein.

So ohne ein Ventil für meine Gefühle, starrte ich den Telefonhörer an, bis mir die Spaghetti wieder einfielen. Ich ging in die Küche zurück, drehte den Gasherd aus und goß den Inhalt des Topfes in ein Sieb. Dank des Anrufs waren die Spaghetti ein bißchen weicher als al dente, aber noch nicht unrettbar dahin. Ich fing an zu essen – und nachzudenken.

Uns verstehen? Uns in zehn Minuten gefühlsmäßig verstehen? Wovon redete die eigentlich? Vielleicht war es nur ein Telefonjux. Oder eine neue Verkaufsmasche. Auf jeden Fall hatte es nichts mit mir zu tun.

Nach dem Lunch legte ich mich wieder mit meinem Leihbücherei-Roman aufs Wohnzimmersofa und warf dem Telefon gelegentliche Seitenblicke zu. Was hätten wir in zehn Minuten voneinander verstehen sollen? Was können zwei Leute in zehn Minuten *überhaupt* voneinander verstehen? Bei näherer Überlegung schien sie sich, was diese zehn Minuten anging, bemerkenswert sicher gewesen zu sein: Es war das erste, was sie gesagt hatte. Als ob neun Minuten zu kurz und elf zu lang gewesen wären. Wie beim Spaghettikochen.

Ich konnte mich nicht mehr aufs Lesen konzentrieren. Ich beschloß, statt dessen Hemden zu bügeln. Was ich immer tue, wenn ich unruhig bin; eine alte Gewohnheit. Ich unterteile die Arbeit in zwölf exakte Schritte, wobei ich mit dem Kragen (Außenseite) anfangen und mit der linken Manschette ende. Die Reihenfolge ist immer dieselbe, und ich zähle mir die einzelnen Schritte vor. Andernfalls wird's nicht richtig.

Ich bügelte drei Hemden, untersuchte sie auf Kniffe und hängte sie auf. Als ich das Bügeleisen ausgeschaltet und zusammen mit dem Bügelbrett

wieder in den Flurschrank geräumt hatte, sah es in mir schon bedeutend ordentlicher aus.

Ich war auf dem Weg in die Küche, um mir ein Glas Wasser zu holen, als wieder das Telefon klingelte. Ich zögerte einen Augenblick, beschloß dann aber abzunehmen. Wenn es dieselbe Frau war, würde ich ihr sagen, ich sei am Bügeln, und auflegen.

Diesmal war es Kumiko. Die Wanduhr zeigte halb zwölf. »Wie geht's?« fragte sie.

»Gut«, sagte ich, erleichtert, die Stimme meiner Frau zu hören.

»Was machst du so?«

»Grad aufgehört zu bügeln.«

»Ist was nicht in Ordnung?« Ihre Stimme klang leicht angespannt. Sie wußte, was es bedeutete, wenn ich bügelte.

»Nein, nichts. Ich hab nur ein paar Hemden gebügelt.« Ich setzte mich und nahm den Hörer von der linken in die rechte Hand. »Was gibt's?«

»Kannst du dichten?« fragte sie.

»*Dichten?*« Dichten? Meinte sie ... dichten?

»Ich kenne den Herausgeber einer Mädchenzeitschrift. Die suchen jemand, der aus den Gedichten, die die Leserinnen einsenden, welche für die Veröffentlichung auswählt und wenn nötig redigiert. Und sie wollen, daß der Betreffende jeden Monat selbst ein kurzes Gedicht für die Titelseite schreibt. Für einen so einfachen Job ist die Bezahlung nicht schlecht. Natürlich ist das keine Ganztagsbeschäftigung. Aber sie könnten noch etwas Redaktionsarbeit dazulegen, wenn der Betreffende –«

»Einfach?« unterbrach ich sie. »He, Moment mal. Ich suche eine Stelle als Jurist, nicht als Lyriker.«

»Ich dachte, auf der Oberschule *hast* du geschrieben.«

»Klar, sicher, für die Schülerzeitung: welche Fußballmannschaft die Meisterschaft gewonnen hat oder daß der Physiklehrer die Treppe runtergefallen und im Krankenhaus gelandet ist – solche Sachen. Keine Gedichte. Ich kann nicht dichten.«

»Schon klar, aber ich rede nicht von großer Dichtung, nur was für Oberschülerinnen. Es brauchen keine Meisterwerke dabei herauszukommen.«

Das könntest du mit links. Meinst du nicht auch?«

»Schau, ich kann einfach keine Gedichte schreiben – weder mit links noch mit rechts. Das habe ich noch nie gemacht, und ich hab nicht vor, jetzt damit anzufangen.«

»Na schön«, sagte Kumiko mit einem Anflug von Bedauern in der Stimme. »Aber es ist nicht leicht, was im juristischen Bereich zu finden.«

»Ich weiß. Deswegen strecke ich ja auch meine sämtlichen Fühler aus. Ich müßte diese Woche eigentlich was erfahren. Wenn's nichts wird, überlege ich mir, ob ich nicht etwas anderes tun sollte.«

»Na ja, das war alles. Ach übrigens, was ist heute? Welcher Wochentag?«

Ich dachte einen Augenblick nach und sagte: »Dienstag.«

»Gehst du dann bei der Bank vorbei und zahlst die Gas- und Telefonrechnung?«

»Klar. Ich wollte sowieso grad für heute abend einkaufen gehen.«

»Was soll's denn geben?«

»Ich weiß noch nicht. Ich entscheide mich beim Einkaufen.«

Sie schwieg kurz. »Wenn ich's mir überlege«, sagte sie, auf einmal ernsthaft, »eilt's gar nicht so sehr, daß du einen Job findest.«

Darauf war ich nicht gefaßt gewesen. »Wieso nicht?« fragte ich. Hatte sich die weibliche Weltbevölkerung den heutigen Tag ausgesucht, um mich am Telefon zu verblüffen? »Früher oder später ist mit meinem Arbeitslosengeld Schluß. Ich kann nicht ewig weiter so rumhängen.«

»Stimmt schon, aber mit meiner Gehaltserhöhung und gelegentlichen Nebenjobs und unseren Ersparnissen können wir prima zurechtkommen, wenn wir ein bißchen aufpassen. Es ist nicht wirklich dringend. Geht es dir auf die Nerven, daheim zu bleiben und die Hausarbeit zu erledigen? Ich meine, geht dir dieses Leben so gegen die Natur?«

»Ich weiß nicht«, sagte ich aufrichtig. Ich wußte es wirklich nicht.

»Na, dann denk ein bißchen darüber nach«, sagte sie. »Was anderes, ist der Kater inzwischen zurück?«

Der Kater. Ich hatte den ganzen Vormittag nicht an ihn gedacht. »Nein«, sagte ich. »Noch nicht.«

»Könntest du dich bitte ein wenig in der Nachbarschaft umsehen? Er ist jetzt seit über einer Woche weg.«

Ich gab einen unverbindlichen Grunzlaut von mir und wechselte den Hörer wieder in die linke Hand. Sie fuhr fort:

»Ich bin so gut wie sicher, daß er sich bei dem leerstehenden Haus am anderen Ende der Gasse herumtreibt. Dem mit der Vogelplastik im Garten. Ich hab ihn schon mehrmals da gesehen.«

»Gasse? Seit wann gehst du auf die Gasse? Du hast nie ein Wort gesagt –«

»O je! Ich muß weg. Haufen Arbeit zu erledigen. Denk an den Kater.«

Sie legte auf. Wieder stand ich da und starrte den Hörer an. Dann legte ich ihn auf die Gabel zurück.

Ich fragte mich, was Kumiko auf der Gasse zu suchen gehabt haben mochte. Um von unserem Haus da hinzukommen, mußte man über die Hohlblockmauer klettern. Und war das erst mal geschafft, hatte man überhaupt nichts davon, da zu sein.

Ich holte mir in der Küche ein Glas Wasser und ging dann hinaus auf die Veranda, um nach dem Freßnapf zu sehen. Das Häufchen Sardinen war seit letzten Abend nicht angerührt worden. Nein, der Kater war nicht zurückgekehrt. Ich stand da und sah unseren kleinen Garten an, in den die fröhliche Sonne hereinflutete. Nicht, daß unser Garten einer von der Sorte gewesen wäre, bei dessen Betrachtung man sich seelisch erquickt fühlt. Die Sonne kam täglich nur auf einen ganz kurzen Sprung vorbei, deswegen war die Erde immer schwarz und feucht, und das einzige, was wir an Gartenpflanzen besaßen, waren ein paar triste Hortensien, die in einer Ecke vor sich kümmerten – und ich mag keine Hortensien. Nicht weit vom Haus stand eine Baumgruppe, und aus ihr konnte man den mechanischen Ruf eines Vogels hören, der so klang, als zöge er eine Feder auf. Wir nannten ihn den Aufziehvogel. Kumiko hatte ihn so getauft. Wir wußten nicht, wie er wirklich hieß oder wie er aussah, aber das störte den Aufziehvogel nicht. Jeden Tag kam er zur nahen Baumgruppe und zog die Feder unserer ruhigen kleinen Welt auf.

Jetzt mußte ich mich also auf Katerjagd begeben. Ich hatte Katzen immer schon gemocht, und ich mochte diesen bestimmten Kater. Aber Katzen haben

ihre eigenen Vorstellungen vom Leben. Sie sind nicht dumm. Wenn eine Katze aufhörte, bei jemandem zu wohnen, dann bedeutete das einfach, daß sie beschlossen hatte, woanders hinzugehen. Sobald sie müde und hungrig war, würde sie schon zurückkommen. Trotzdem aber würde ich mich Kumiko zuliebe auf die Suche nach unserem Kater machen müssen. Ich hatte sowieso nichts Besseres zu tun.

Meinen Job hatte ich Anfang April aufgegeben – den Juristenjob, den ich seit Ende meines Studiums gehabt hatte. Nicht, daß ich aus einem bestimmten Grund gekündigt hätte. Ich hatte nichts gegen die Arbeit. Sie war nicht gerade fesselnd, aber das Gehalt war in Ordnung und das Betriebsklima angenehm.

Um's ganz offen zu sagen, war meine Funktion in der Firma die eines graduierten Laufburschen gewesen. Und ich war gut darin. Ich kann wohl sagen, daß ich eine echte Begabung für die Verrichtung von derlei praktischen Aufgaben habe. Ich merke mir Dinge schnell, bin effizient, beklage mich nie und bin ein Realist. Was auch der Grund dafür ist, daß der Seniorpartner (der Vater in dieser Vater-und-Sohn-Anwaltssozietät), als ich sagte, ich wollte kündigen, so weit ging, mir eine kleine Gehaltsaufbesserung anzubieten.

Aber ich kündigte trotzdem. Nicht, daß die Kündigung mir ermöglicht hätte, irgendwelche besonderen Träume oder beruflichen Aussichten zu realisieren. Das letzte, wonach mir beispielsweise der Sinn gestanden hätte, wäre gewesen, mich im Haus einzuschließen und mich auf die Anwaltsprüfung vorzubereiten. Ich war sicherer denn je, daß ich kein Rechtsanwalt werden wollte; aber ich wußte auch, daß ich nicht in dieser Kanzlei und auf diesem Posten bleiben wollte. Wenn ich kündigen wollte, war jetzt der Augenblick, es zu tun. Wenn ich noch länger in der Kanzlei bliebe, würde ich dort für den Rest meines Lebens bleiben. Schließlich war ich schon dreißig.

Ich hatte Kumiko beim Abendessen gesagt, daß ich mit dem Gedanken spielte, meinen Job aufzugeben. »Ich verstehe«, war ihre einzige Reaktion

gewesen. Ich wußte nicht, was sie damit meinte, aber eine Zeitlang sagte sie nichts weiter.

Ich blieb auch stumm, bis sie hinzufügte: »Wenn du kündigen möchtest, solltest du kündigen. Es ist dein Leben, und du solltest es so leben, wie du es für richtig hältst.« Nachdem sie das gesagt hatte, vertiefte sie sich darin, mit ihren Eßstäbchen Gräten aus dem Fisch zu zupfen und sie an den Rand des Tellers zu legen.

Kumiko hatte als Redakteurin einer Zeitschrift für gesunde Ernährung ein sehr ordentliches Gehalt, und gelegentlich übernahm sie von befreundeten Redakteuren anderer Zeitschriften Aufträge für Illustrationen, was einen schönen Zusatzverdienst brachte. (Sie hatte auf dem College Design studiert und ursprünglich gehofft, freischaffende Illustratorin zu werden.) Wenn ich kündigte, würde ich außerdem noch eine Zeitlang Arbeitslosenunterstützung beziehen. Was bedeutete, daß wir, selbst, wenn ich daheim blieb und mich nur um den Haushalt kümmerte, noch genug für Extras wie Essengehen und Wäscherechnung haben würden und sich unser Lebensstil kaum ändern würde.

Also hatte ich gekündigt.

Ich war dabei, Lebensmittel in den Kühlschrank zu räumen, als das Telefon klingelte. Das Klingeln schien diesmal einen ungeduldigen Unterton zu haben. Ich hatte gerade eine Packung Tofu aufgerissen und stellte sie behutsam auf den Küchentisch, damit das Wasser nicht überschwappte. Dann ging ich ins Wohnzimmer und nahm ab.

»Inzwischen müßten Sie Ihre Spaghetti aufgegessen haben«, sagte die Frau.

»Sie haben recht. Aber jetzt muß ich die Katze suchen gehen.«

»Das kann bestimmt zehn Minuten warten. Es ist nicht wie Spaghettikochen.«

Aus irgendeinem Grund brachte ich es nicht fertig, einfach aufzulegen; etwas in ihrer Stimme bannte meine Aufmerksamkeit. »Okay, aber nicht mehr als zehn Minuten.«

»Jetzt werden wir es schaffen, uns zu verstehen«, sagte sie mit ruhiger Zuversicht. Ich spürte, wie sie es sich in einem Sessel bequem machte und die Beine kreuzte.

»Da bin ich aber gespannt«, sagte ich. »Was kann man in zehn Minuten schon groß verstehen?«

»Zehn Minuten sind vielleicht länger, als Sie glauben«, sagte sie.

»Sind Sie sicher, daß Sie mich kennen?«

»Aber natürlich. Wir sind uns schon Hunderte von Malen begegnet.«

»Wo? Wann?«

»Irgendwo, irgendwann«, sagte sie. »Aber wenn ich darauf eingehen wollte, würden zehn Minuten niemals genügen. Was zählt, ist die Zeit, die wir jetzt haben. Die Gegenwart. Meinen Sie nicht auch?«

»Vielleicht. Aber ich hätte gern irgendeinen Beweis dafür, daß Sie mich wirklich kennen.«

»Was denn für eine Art von Beweis?«

»Sagen wir, wie alt ich bin.«

»Dreißig«, antwortete sie wie aus der Pistole geschossen. »Dreißig und zwei Monate. Überzeugt?«

Das brachte mich zum Schweigen. Offensichtlich kannte sie mich wirklich, aber an ihre Stimme konnte ich mich beim besten Willen nicht erinnern.

»Jetzt sind Sie dran«, sagte sie mit verführerischer Stimme. »Versuchen Sie, sich ein Bild von mir zu machen. Anhand meiner Stimme. Stellen Sie sich vor, wie ich bin. Mein Alter. Wo ich bin. Was ich an habe. Los.«

»Ich habe keine Ahnung«, sagte ich.

»Ach, kommen Sie schon«, sagte sie. »Versuchen Sie's.«

Ich sah auf meine Uhr. Es waren erst eine Minute und fünf Sekunden vergangen. »Ich habe keine Ahnung«, wiederholte ich.

»Dann werde ich Ihnen eine kleine Hilfestellung geben«, sagte sie. »Ich liege auf dem Bett. Ich komme gerade aus der Dusche, und ich habe nichts an.«

Oh, stark. Telefonsex.

»Oder wäre es Ihnen lieber, wenn ich etwas an hätte? Etwas mit Spitzen. Oder Strümpfe. Würde das bei Ihnen besser wirken?«

»Das ist mir scheißegal. Machen Sie, was Sie wollen«, sagte ich. »Ziehen Sie sich was an, bleiben Sie nackt, ganz wie Sie wollen. Tut mir leid, aber ich bin an solchen Telefonspielchen nicht interessiert. Ich hab noch einen Haufen Dinge zu –«

»Zehn Minuten«, sagte sie. »Zehn Minuten werden Sie schon nicht umbringen. Sie werden's überleben. Beantworten Sie einfach meine Frage. Wollen Sie mich nackt oder mit was an? Ich habe die verschiedensten Dinge, die ich anziehen könnte. Schwarze Spitzenhöschen ...«

»Nackt ist okay.«

»Also gut. Sie wollen mich nackt.«

»Ja. Nackt. Gut.«

Vier Minuten.

»Mein Schamhaar ist noch naß«, sagte sie. »Ich habe mich nicht besonders gut abgetrocknet. Ah, ich bin so naß! Warm und feucht. Und weich. Wunderbar weich und schwarz. Berühren Sie mich.«

»Also, es tut mir leid, aber –«

»Und auch da unten. Ganz, ganz unten. Es ist so warm da unten, wie Buttercreme. So warm. Hmmm. Und meine Beine. Was glauben Sie, wie ich die Beine gerade halte? Mein rechtes Knie steht hoch, und mein linkes Bein ist gerade genug abgespreizt. Sagen wir, Fünf-nach-zehn-Stellung.«

Ich konnte an ihrer Stimme erkennen, daß sie kein Theater spielte. Sie hatte die Beine wirklich in Fünf-nach-zehn-Stellung gespreizt, und ihr Geschlecht war warm und feucht.

»Berühren Sie die Schamlippen«, sagte sie. »Laaangsam. Jetzt öffnen Sie sie. Genau so. Langsam, langsam. Liebkosen Sie sie mit den Fingern. Ganz, ganz langsam. Jetzt berühren sie mit Ihrer anderen Hand meine linke Brust. Spielen Sie mit ihr. Streicheln Sie sie. Von unten herauf. Und drücken Sie die Brustwarze ein bißchen zusammen. Jetzt noch einmal. Und noch mal. Und noch mal. Bis ich fast komme.«

Ohne ein Wort zu sagen, legte ich den Hörer auf. Ich streckte mich auf dem Sofa aus, starrte auf die Uhr und stieß einen langen, tiefen Seufzer aus. Unser Gespräch hatte nicht ganz sechs Minuten gedauert.

Zehn Minuten später klingelte das Telefon wieder, aber ich nahm nicht ab. Es klingelte fünfzehnmal. Und als es verstummte, senkte sich eine tiefe, kalte Stille über den Raum.

Kurz vor zwei kletterte ich über die Hohlblockmauer und hinunter in die Gasse – oder das, was wir »die Gasse« nannten. Es war keine Gasse im eigentlichen Sinne des Wortes, aber andererseits gab es wahrscheinlich gar kein Wort für das, was es war. Es war keine »Straße«, kein »Weg«, ja nicht einmal ein »Durchgang«. Strenggenommen sollte ein »Durchgang« ein längerer, begehbarer Zwischenraum mit einem Ein- und einem Ausgang sein, der einen, wenn man ihm folgt, irgendwohin führt. Unsere »Gasse« hatte aber weder Ein- noch Ausgang. Man konnte sie nicht einmal als Sackgasse bezeichnen: eine Sackgasse hat zumindest *ein* offenes Ende. Die Gasse war an beiden Enden zu. Die Leute des Viertels nannten sie nur in Ermangelung eines treffenderen Ausdrucks »die Gasse«. Sie war vielleicht zweihundert Meter lang und schlängelte sich zwischen den Gärten der Häuser hindurch, die sie an beiden Seiten säumten. Nirgendwo breiter als einen Meter, wies sie mehrere Stellen auf, an denen man sich seitwärts durchquetschen mußte, weil Zäune in den Weg hineinragten oder allerlei Gerümpel, das die Leute dorthin geworfen hatten, den Weg versperrte.

Von dieser Gasse erzählte man sich – ich hatte die Geschichte von meinem Onkel gehört, der uns unser Haus für einen lächerlich geringen Betrag vermietete –, sie sei ursprünglich an beiden Enden offen gewesen und habe tatsächlich als Verbindungsweg zwischen zwei Straßen gedient. Aber Mitte der fünfziger Jahre waren im Zuge des lebhaften Wirtschaftswachstums auf den leerstehenden Grundstücken beidseits des Durchgangs reihenweise neue Häuser entstanden und hatten diesen immer mehr zusammengedrückt, bis von ihm nicht viel mehr als ein schmaler Pfad übriggeblieben war. Den Leuten war es nicht recht, daß Fremde so nah an ihren Häusern und Gärten vorbeigingen, und so dauerte es nicht lange, bis ein Ende des Weges mit einem eher bescheidenen Zaun abgesperrt – oder besser gesagt, abgeschirmt wurde. Dann beschloß ein Anwohner, sein Grundstück zu erweitern, und riegelte sein Ende der Gasse mit einer Mauer aus Hohlblocksteinen ab.

Gleichsam als Reaktion darauf entstand am entgegengesetzten Ende ein Stacheldrahtverhau, so daß nicht einmal mehr Hunde durchkamen. Keiner der Nachbarn beschwerte sich, da keiner von ihnen die Gasse als Durchgang benutzte und sich alle sogar über diesen zusätzlichen Schutz gegen Einbrecher freuten. So endete die Gasse als eine Art verlassener, ausgetrockneter Kanal: kaum mehr als eine Pufferzone zwischen zwei Häuserzeilen. Spinnen spannten im hohen Bewuchs ihre klebrigen Netze aus.

Warum hatte Kumiko einen solchen Ort aufgesucht? Ich selbst war diese »Gasse« lediglich zweimal abgegangen, und Kumiko fürchtete sich normalerweise vor Spinnen. Ach, zum Teufel – wenn Kumiko sagte, ich sollte auf die Gasse gehen und nach dem Kater suchen, dann würde ich eben auf die Gasse gehen und nach dem Kater suchen. Über alles weitere konnte ich nachdenken, wenn es soweit war. Ein paar Schritte im Freien zu tun war auf alle Fälle erheblich besser, als zu Haus herumzusitzen und darauf zu warten, daß das Telefon klingelte.

Der grelle frühsummerliche Sonnenschein übersprenkelte den Boden mit den harten Schatten der Äste, die sich über die Gasse reckten. So ohne Wind, der die Äste bewegt hätte, sahen die Schatten wie bleibende Verfärbungen aus, Muster, die sich unauslöschlich in das Pflaster eingezeichnet hatten. An diesen Ort schienen keinerlei Geräusche zu dringen. Fast konnte ich die Grashalme im Sonnenlicht atmen hören. Ein paar Wölkchen schwebten am Himmel, scharf und klar umrissen wie die Wolken auf mittelalterlichen Holzschnitten. Ich sah alles mit einer so unvorstellbaren Klarheit, daß sich mein Körper dagegen verschwommen und entgrenzt und flüssig anfühlte ... und heiß!

Ich trug ein T-Shirt, eine dünne Baumwollhose und Tennisschuhe, aber wie ich so in der Sommersonne ging, spürte ich, daß sich unter meinen Achseln und in der Vertiefung meiner Brust ein dünner Schweißfilm bildete. T-Shirt und Hose waren in einem Karton voll Sommersachen eingepackt gewesen, und als ich sie am Morgen herausgeholt hatte, war mir der scharfe Geruch von Mottenkugeln in die Nase gestiegen.

Die Häuser, die die Gasse säumten, fielen unter zwei klar unterscheidbare Kategorien: ältere Häuser und solche, die in jüngerer Zeit gebaut worden waren. Insgesamt waren die neueren Häuser kleiner und hatten entsprechend kleinere Gärten. Oft ragten die Trockenstangen in die Gasse hinein, so daß ich gelegentlich gezwungen war, mich zwischen Vorhängen von Handtüchern und Laken und Unterhemden hindurchzuschlängeln. Über manche Gartenmauern drangen deutlich die Geräusche laufender Fernsehgeräte und Klosettspülungen und der Geruch köchelnder Currygerichte.

Die älteren Häuser dagegen erweckten kaum einen Eindruck von Bewohntsein. Sie waren durch wohlplazierte Sträucher und Hecken abgeschirmt, zwischen denen ich flüchtige Ausblicke auf gepflegte Gärten erhaschte.

In der Ecke eines Gartens stand ein alter, brauner, entnadelter Weihnachtsbaum. Ein anderes Grundstück war zur Enddeponie für alle nur erdenklichen Spielsachen geworden, offenbar die Überbleibsel verschiedener Kindheiten. Es gab Dreiräder und Wurfringe und Plastikschwerter, Gummibälle und Schildkrötenfiguren und kleine Baseballschläger. Ein Garten hatte einen Basketballkorb vorzuweisen und ein anderer einen Keramiktisch, um den schöne Gartenstühle gruppiert waren. Die weißen Stühle waren mit Schmutz überkrustet, als seien sie seit Monaten oder sogar Jahren nicht mehr benutzt worden. Die Tischplatte war mit lavendelfarbenen Magnolienblättern bedeckt, die der Regen niedergeschlagen hatte.

Durch eine Windfangtür aus Aluminium hatte ich einen guten Einblick in ein Wohnzimmer. Ich sah eine ledergepolsterte Sitzgarnitur, einen großen Fernseher, ein Sideboard (auf dem ein Aquarium mit tropischen Fischen und zwei nicht näher erkennbare Trophäen standen) und eine dekorative Stehlampe. Der Raum sah aus wie die Kulisse eines TV-Films. Ein großer Teil eines weiteren Gartens wurde von einer riesigen Hundehütte beansprucht, aber vom Hund selbst war nichts zu sehen, und die Tür der Hütte stand offen. Das Gitter der Tür war nach außen ausgebeult, als habe sich jemand monatelang dagegengelehnt.

Das leerstehende Haus, von dem Kumiko gesprochen hatte, kam direkt nach dem Grundstück mit der riesigen Hundehütte. Ein Blick genügte, um zu erkennen, daß es unbewohnt war – und das schon seit einiger Zeit. Es war ein zweigeschossiges, verhältnismäßig neues Gebäude, aber die Fensterläden sahen stark verwittert aus, und die Gitter an den Fenstern des ersten Stocks waren mit Roststellen übersät. Zum Haus gehörte ein heimeliger kleiner Garten, in dem tatsächlich die Steinplastik eines Vogels stand. Die Plastik ruhte auf einem brusthohen Sockel und war von dichtem Unkraut umgeben. Hohe Goldrautenstengel reichten bis fast an die Füße des Vogels. Das Tier – ich hatte keine Ahnung, was für eine Art Vogel es darstellen sollte – hatte die Flügel ausgebreitet, als wollte es diese ungastliche Stätte so schnell wie möglich hinter sich lassen. Abgesehen von der Statue war der Garten vollkommen schmucklos. An der Hausmauer stand ein Stapel von alternden Plastikgartenstühlen, und daneben trug ein Azaleenbusch seine Blüten zur Schau, deren leuchtend rote Farbe seltsam unwirklich aussah. Ansonsten überall Unkraut.

Ich lehnte mich gegen den brusthohen Maschendrahtzaun und betrachtete für eine Weile den Garten. Er hätte eigentlich ein wahres Paradies für Katzen sein müssen, aber momentan war von Katzen nichts zu sehen. Auf der Fernsehantenne hockte eine einsame Taube und untermalte die Szene mit ihrem eintönigen Ruf. Der Schatten des steinernen Vogels fiel auf das umgebende Unkraut und zersprang in tausend Scherben.

Ich holte ein Zitronenbonbon aus der Tasche, wickelte es aus und steckte es mir in den Mund. Ich hatte meine Kündigung zum Anlaß genommen, das Rauchen aufzugeben, dafür hatte ich jetzt immer eine Tüte Zitronenbonbons bei mir. Kumiko sagte, ich sei nach den Dingen süchtig und warnte mich, daß ich bald den Mund voll Karies haben würde, aber ich brauchte nun einmal meine Zitronenbonbons. Während ich dastand und den Garten betrachtete, setzte die Taube auf der Fernsehantenne ihr regelmäßiges Gegurre fort, wie ein Buchhalter, der ein Bündel Rechnungen abstempelt. Ich weiß nicht, wie lange ich so gegen den Zaun gelehnt dastand, aber ich erinnere mich, mein Zitronenbonbon auf den Boden gespuckt zu haben, als es mir, halb aufgelöst, den Mund mit seiner klebrigen Süße füllte. Ich hatte

gerade den Blick auf den Schatten des Steinvogels gerichtet, als ich spürte, daß mich jemand von hinten anrief.

Ich drehte mich um und sah im Garten auf der anderen Seite der Gasse ein Mädchen stehen. Sie war klein und hatte das Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden. Sie trug eine dunkle Sonnenbrille mit bernsteinfarbener Fassung und ein hellblaues ärmelloses T-Shirt. Die Regenzeit war gerade erst vorbei, aber es war ihr gelungen, ihren schlanken Armen einen hübschen gleichmäßigen Goldton zu verschaffen. Sie hatte eine Hand in die Tasche ihrer Shorts gesteckt. Die andere ruhte auf dem Querstab eines hüfthohen Bambus-Törchens, das sicher keine allzu stabile Stütze abgab. Wir waren keinen Meter voneinander entfernt.

»Heiß«, sagte sie zu mir.

»Stimmt, ja«, antwortete ich.

Nach diesem kurzen Meinungs austausch stand sie einfach so da und sah mich an. Dann holte sie eine Schachtel Hope ohne Filter aus der Hosentasche, zog eine Zigarette heraus und steckte sie sich zwischen die Lippen. Sie hatte einen kleinen Mund mit einer leicht aufgeworfenen Oberlippe. Sie riß ein Streichholz an und zündete sich die Zigarette an. Als sie den Kopf zur Seite neigte, schwang ihr Haar zurück und legte ein schön geformtes Ohr bloß, so glatt wie gerade erst gemacht, von einer flaumigen Lichtkontur umgeben.

Sie schnippte das Streichholz fort und stieß aus geschürzten Lippen Rauch hervor. Dann sah sie mich an, als habe sie in der Zwischenzeit vergessen, daß ich da war. Ihre Augen konnte ich durch die dunklen, spiegelnden Gläser ihrer Sonnenbrille nicht erkennen.

»Wohnen Sie hier in der Gegend?« fragte sie.

»M-hm.« Ich wollte in die Richtung unseres Hauses zeigen, aber ich hatte auf dem Weg hierher so oft die Richtung gewechselt, daß ich nicht mehr genau wußte, wo ich war; also deutete ich schließlich aufs Geratewohl.

»Ich suche meine Katze«, erklärte ich und wischte mir eine verschwitzte Handfläche an der Hose ab. »Sie ist seit einer Woche verschwunden. Jemand hat sie irgendwo hier gesehen.«

»Was ist das für eine Katze?«

»Ein großer Kater. Braun getigert. Schwanzspitze leicht gebogen.«

»Name?«

»Noboru. Noboru Wataya.«

»Nein, nicht *Ihr* Name. Der vom Kater.«

»Das *ist* der Name meines Katers.«

»Ah! Sehr eindrucksvoll!«

»Na ja, also eigentlich ist das der Name meines Schwagers. Der Kater erinnert uns irgendwie an ihn. Wir haben den Kater nach ihm getauft, nur zum Spaß.«

»Inwiefern erinnert Sie der Kater an ihn?«

»Ich weiß nicht. Nur so im allgemeinen. Seine Art zu gehen. Und er hat so einen ausdruckslosen Blick.«

Jetzt lächelte sie zum erstenmal, wodurch sie ein ganzes Stück kindlicher aussah, als sie anfangs gewirkt hatte. Sie konnte nicht älter als fünfzehn oder sechzehn sein. Durch ihre leichte Kräuselung beschrieb ihre Oberlippe eine seltsame Aufwärtskurve. Mir war, als hörte ich eine Stimme, »Berühren Sie mich« – die Stimme der Frau am Telefon. Ich wischte mir mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn.

»Ein braun getigert Kater mit gebogenem Schwanz«, sagte das Mädchen. »Hmm. Hat er ein Halsband oder so?«

»Ein schwarzes Flohhalsband.«

Sie stand zehn oder fünfzehn Sekunden nachdenklich da, die Hand noch immer auf das Gartentor gestützt. Dann ließ sie die halb gerauchte Zigarette fallen und zertrat sie unter ihrer Sandale.

»Vielleicht habe ich wirklich eine solche Katze gesehen«, sagte sie. »Ob sie einen gebogenen Schwanz hatte, weiß ich nicht, aber es war eine braune Tigerkatze, groß, und ich glaube, sie hatte ein Halsband.«

»Wann hast du sie gesehen?«

»Ja, wann *habe* ich sie gesehen? Hmm. Höchstens drei, vier Tage her. Unser Garten ist so eine Art Durchgangsstraße für die Katzen der Umgegend. Sie ziehen hier alle durch, von den Takitanis rüber zu den Miyawakis.«

Sie deutete auf das unbewohnte Haus, wo der steinerne Vogel noch immer seine Flügel ausbreitete, die hochaufgeschossene Goldraute noch immer die Frühsommersonne einfing und die Taube auf der Fernsehantenne noch immer monoton vor sich hin gurrte.

»Ich hab eine Idee«, sagte sie. »Warum warten Sie nicht hier? Alle Katzen kommen früher oder später auf dem Weg zu den Miyawakis bei uns durch. Und wenn jemand Sie hier so herumlungern sieht, ruft er bestimmt noch die Bullen. Wär nicht das erste Mal.«

Ich zögerte.

»Keine Sorge«, sagte sie. »Außer mir ist niemand da. Wir können uns in die Sonne setzen und zusammen darauf warten, daß der Kater aufkreuzt. Ich werde Ihnen helfen. Ich hab ausgezeichnete Augen.«

Ich sah auf meine Uhr. Zwei Uhr sechszwanzig. Das einzige, was ich bis zum Dunkelwerden noch zu erledigen hatte, war, die Wäsche hereinzuholen und das Abendessen vorzubereiten.

Ich ging durch das Tor hinein und folgte dem Mädchen über den Rasen. Sie zog das rechte Bein leicht nach. Sie machte ein paar Schritte, blieb stehen und drehte sich nach mir um.

»Ich bin von einem Motorrad hinten aus dem Sattel geworfen worden«, sagte sie, als sei es kaum der Rede wert.

Dort, wo der Rasen endete, ragte eine große Eiche empor. Unter dem Baum standen zwei stoffbespannte Liegestühle. Auf einem von beiden war ein blaues Badetuch ausgebreitet, auf dem anderen lagen eine unangebrochene Schachtel Hope ohne, ein Aschenbecher und Feuerzeug, eine Zeitschrift und ein riesiger Ghetto-Blaster. Der Ghetto-Blaster spielte in niedriger Lautstärke Hardrock. Sie schaltete die Musik aus und räumte den Liegestuhl für mich frei, indem sie alles ins Gras fallen ließ. Vom Liegestuhl aus konnte ich in den Garten des leerstehenden Hauses sehen – auf den steinernen Vogel, die Goldraute, den Maschendrahtzaun. Das Mädchen hatte mich wahrscheinlich, so lang ich dagewesen war, beobachtet.

Der Garten dieses Hauses war sehr groß. Er hatte einen breiten, abschüssigen Rasen, auf dem verstreut Gruppen von Bäumen standen. Links von den Liegestühlen bot ein ziemlich großer, betonierter Teich seinen leeren

Bauch der prallen Sonne dar. Nach der grünlichen Färbung des Betons zu urteilen, war schon seit einiger Zeit kein Wasser mehr darin gewesen. Wir saßen mit dem Rücken zum Haus, das durch eine Zeile von Bäumen hindurchsah. Das Haus war weder groß noch besonders aufwendig gebaut. Nur der Garten vermittelte einen Eindruck von Größe, und er war sehr gepflegt.

»Was für ein großer Garten«, sagte ich, während ich mich umsah. »Muß ganz schöne Mühe machen, ihn in Ordnung zu halten.«

»Muß wohl.«

»Als Junge habe ich für eine Gärtnerei gearbeitet, Rasen gemäht.«

»Ah ja?« Sie interessierte sich offenbar nicht für Rasen.

»Bist du hier immer allein?« fragte ich.

»Ja. Immer. Außer morgens und abends, da kommt ein Dienstmädchen. Tagsüber bin nur ich da. Allein. Möchten Sie was Kaltes zu trinken? Wir haben Bier.«

»Nein, danke.«

»Wirklich nicht? Nur keine Hemmungen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Gehst du nicht zur Schule?«

»Gehen Sie nicht arbeiten?«

»Hab keine Arbeit.«

»Job verloren?«

»So ungefähr. Ich hab vor ein paar Wochen gekündigt.«

»Was war das für ein Job?«

»Ich war Laufbursche in einer Anwaltskanzlei. Ich mußte Dokumente von verschiedenen Behörden holen, Material ordnen, nach Präzedenzfällen suchen, Prozesse vorbereiten – solche Sachen eben.«

»Aber Sie haben gekündigt.«

»Ja.«

»Hat Ihre Frau einen Job?«

»Hat sie.«

Die Taube von gegenüber hatte offenbar ihr Gegurre eingestellt und sich anderswohin verfügt. Plötzlich merkte ich, daß mich tiefe Stille umgab.

»Direkt da drüben ist die Stelle, wo die Katzen durchziehen«, sagte sie und deutete zum Rand des Rasens. »Sehen Sie den Müllverbrenner im Garten der Takitanis? Sie kommen an der Stelle unter dem Zaun durch, laufen durchs Gras, unter dem Tor raus und dann über den Weg zum Garten gegenüber. Sie nehmen immer dieselbe Route.«

Sie schob sich die Sonnenbrille in die Stirn, spähte aus zusammengekniffenen Augen über den Rasen hinweg, nahm dann die Brille wieder herunter und stieß dabei eine Rauchwolke aus. In der Zwischenzeit sah ich, daß sie neben dem linken Auge eine Schnittwunde von vielleicht fünf Zentimetern Länge hatte – eine Wunde, die wahrscheinlich eine bleibende Narbe hinterlassen würde. Die dunkle Sonnenbrille hatte wahrscheinlich den Zweck, die Verletzung zu verbergen. Das Gesicht des Mädchens war nicht eigentlich schön, aber es hatte etwas Anziehendes, wahrscheinlich durch die lebhaften Augen und die ungewöhnliche Form der Lippen.

»Haben Sie schon von den Miyawakis gehört?« fragte sie.

»Nein, nichts«, sagte ich.

»Das sind die, die früher in dem leerstehenden Haus wohnten. Eine sehr noble Familie. Sie hatten zwei Töchter, beide in einer privaten Mädchenschule. Herr Miyawaki war Besitzer von ein paar Familienrestaurants.«

»Warum sind sie ausgezogen?«

»Vielleicht hatte er Schulden. Es sah fast so aus, als würden sie weglaufen – haben sich eines Nachts einfach davongeschlichen. Vor ungefähr einem Jahr, würd ich sagen. Haben das Feld geräumt und das Haus dem Schimmel und den Katzen überlassen. Meine Mutter beklagt sich andauernd.«

»Sind da drüben wirklich so viele Katzen?«

Die Zigarette zwischen den Lippen, hob das Mädchen die Augen zum Himmel.

»Von jeder Sorte. Welche mit Haarausfall, welche mit nur einem Auge ... und da, wo das andere Auge war, einem Klumpen von blutigem Fleisch. Kotz!«

Ich nickte.

»Ich hab eine Verwandte, die sechs Finger an jeder Hand hat. Sie ist nur ein bißchen älter als ich. Neben dem kleinen Finger hat sie noch so ein Extradings, wie einen Babyfinger. Sie kann ihn aber so weggeklappt halten, daß die meisten Leute gar nichts davon merken. Sie ist wirklich hübsch.«

Ich nickte wieder.

»Glauben Sie, das liegt in der Familie? Daß es, wie sagt man ... zur Abstammung gehört?«

»Ich weiß nicht viel über Erbanlagen.«

Sie hörte auf zu reden. Ich lutschte an meinem Zitronenbonbon und starrte unverwandt auf den Katzenpfad. Bislang hatte sich nicht eine einzige Katze blicken lassen.

»Wollen Sie wirklich nichts trinken?« fragte sie. »Ich hole mir eine Coke.«

Ich sagte, ich hätte keinen Durst.

Sie stand von ihrem Liegestuhl auf und verschwand, ihr schlimmes Bein leicht nachziehend, zwischen den Bäumen. Ich hob ihre Zeitschrift vom Gras auf und blätterte ein wenig darin herum. Zu meiner großen Überraschung sah ich, daß es ein Herrenmagazin war, eins von den Hochglanz-Monatsheften. Die Frau auf dem Aufklappfoto trug ein dünnes Höschen, durch das man den Schlitz und die Schamhaare sah. Sie saß auf einem Hocker und hielt die Beine in einem abenteuerlichen Winkel gespreizt. Seufzend legte ich das Heft zurück, verschränkte die Hände auf der Brust und konzentrierte mich wieder auf den Katzenpfad.

Es verging sehr viel Zeit, bis das Mädchen, mit einer Coke in der Hand, zurückkam. Die Hitze machte mir allmählich zu schaffen. So in der prallen Sonne, spürte ich, wie mein Gehirn zunehmend eintrübte. Das letzte, wozu ich jetzt Lust hatte, war nachzudenken.

»Sagen Sie mir eins«, nahm sie ihr Geplauder von vorhin wieder auf.

»Wenn Sie in ein Mädchen verliebt wären und es stellte sich raus, daß sie sechs Finger hat, was würden Sie tun?«

»Sie an den Zirkus verkaufen«, antwortete ich.

»Ernsthaft?«

»Nein, natürlich nicht«, sagte ich. »Das sollte ein Witz sein. Ich glaube nicht, daß mich das stören würde.«

»Selbst wenn Ihre Kinder das erben könnten?«

Ich dachte einen Augenblick darüber nach.

»Nein, ich glaube wirklich nicht, daß mich das stören würde. Was würde ein Extrafinger schon ausmachen?«

»Und was, wenn sie vier Brüste hätte?«

Auch darüber dachte ich kurz nach.

»Ich weiß nicht.«

Vier Brüste? Das konnte ja ewig so weitergehen. Ich beschloß, das Thema zu wechseln.

»Wie alt bist du?« fragte ich.

»Sechzehn«, sagte sie. »Gerade geworden. Erstes Jahr Oberschule.«

»Fehlst du da schon lange?«

»Wenn ich zuviel laufe, tut mir das Bein weh. Und ich habe diese Narbe am Auge. Meine Schule ist sehr streng. Die würden wahrscheinlich ganz schön nerven, wenn sie herausbekämen, daß ich vom Motorrad gefallen bin. Also bin ich einfach ›krank‹. Ich könnte ein ganzes Jahr aussetzen. Ich hab's nicht eilig, in die nächste Klasse zu kommen.«

»Kann ich mir vorstellen«, sagte ich.

»Aber was Sie vorhin gesagt haben, daß Sie nichts dagegen hätten, ein Mädchen mit sechs Fingern zu heiraten, aber eins mit vier Brüsten schon ...«

»Das habe ich nicht gesagt. Ich hab gesagt, ich weiß es nicht.«

»Warum wissen Sie's nicht?«

»Ich weiß nicht – es ist schwer, sich so was vorzustellen.«

»Können Sie sich jemand mit sechs Fingern vorstellen?«

»Klar, ich denk schon.«

»Also warum nicht mit vier Brüsten? Wo ist da der Unterschied?«

Ich dachte wieder einen Augenblick darüber nach, aber mir fiel keine Antwort ein.

»Stelle ich zu viele Fragen?«

»Sagen das die Leute zu dir?«

»Ja, manchmal.«

Ich wandte mich wieder zum Katzenpfad. Was zum Teufel hatte ich hier eigentlich verloren? Während der ganzen Zeit hatte sich nicht *eine* Katze blicken lassen. Die Hände noch immer auf der Brust verschränkt, machte ich die Augen für vielleicht dreißig Sekunden zu. Ich spürte, wie sich an verschiedenen Stellen meines Körpers Schweiß bildete. Die Sonne ergoß sich in mich mit einer seltsamen Schwere. Jedesmal, wenn das Mädchen ihr Glas bewegte, klirrte das Eis darin wie eine Kuhglocke.

»Schlafen Sie ruhig, wenn Sie möchten«, flüsterte sie. »Ich weck Sie, wenn eine Katze aufkreuzt.«

Ohne die Augen zu öffnen, nickte ich schweigend.

Die Luft stand. Es war vollkommen still. Die Taube war längst verschwunden. Ich mußte unentwegt an die Frau am Telefon denken. Kannte ich sie wirklich? Weder ihre Stimme noch ihre Art zu sprechen hatten sich im entferntesten vertraut angehört. Aber daß sie *mich* kannte, stand außer Zweifel. Es hätte genausogut eine Szene von De Chirico sein können: der lange Schatten der Frau, der sich quer über eine leere Straße legte und sich mir entgegenreckte, aber die Frau selbst ganz woanders, an einem Ort weit jenseits der Grenzen meines Bewußtseins. Eine Glocke läutete und läutete unaufhörlich neben meinem Ohr.

»Schlafen Sie?« fragte das Mädchen mit einem so winzigen Stimmchen, daß ich nicht sicher war, ob ich es auch wirklich hörte.

»Nein, ich schlafe nicht«, sagte ich.

»Kann ich näher ran? Es ist ... einfacher, wenn ich weiter so leise spreche.«

»Mir recht«, sagte ich, die Augen noch immer geschlossen.

Sie rückte ihren Liegestuhl näher, bis er mit einem trockenen hölzernen Klack gegen meinen stieß.

Merkwürdig, die Stimme des Mädchens klang völlig verschieden, je nachdem ob ich die Augen offen oder geschlossen hatte.

»Kann ich reden? Ich bin ganz leise, und Sie brauchen nicht zu antworten. Sie dürfen sogar einschlafen. Das stört mich nicht.«

»Okay«, sagte ich.

»Wenn Leute sterben, das ist schick.«

Ihr Mund war jetzt dicht neben meinem Ohr, so daß die Worte sich zusammen mit ihrem warmen, feuchten Atem in mich einschlichen.

»Wieso das?« fragte ich.

Sie legte mir einen Finger auf die Lippen, wie um sie zu versiegeln.

»Keine Fragen«, sagte sie. »Und die Augen zulassen. Okay?«

Mein Nicken war so sparsam wie ihre Stimme.

Sie nahm den Finger von meinen Lippen und legte ihn auf mein Handgelenk.

»Ich wollte, ich hätte ein Skalpell. Ich würde das Ding aufschneiden und reingucken. Nicht die Leiche ... den Klumpen Tod. Es muß bestimmt so was geben. Etwas Rundes und Glibbriges, wie ein Softball, mit einem harten kleinen Kern von toten Nerven. Ich möchte das aus einem Toten rausholen und aufschneiden und reingucken. Ich frag mich immer, wie es wohl aussieht. Vielleicht ist es ganz hart, wie Zahnpasta, die in der Tube eingetrocknet ist. So muß es sein, meinen Sie nicht? Nein, nicht antworten. Es ist an der Außenseite glibbrig, und je tiefer man kommt, desto härter wird es. Ich möchte die Haut aufschneiden und das glibbrige Zeug rausholen, mich mit einem Skalpell und so was wie einem Spatel durcharbeiten, und je näher man an das Zentrum kommt, desto härter wird das Glibberzeugs, bis man diesen winzigen Kern erreicht. Er ist sooo winzig, wie eine kleine Kugellagerkugel, und richtig hart. So muß er sein, meinen Sie nicht?«

Sie räusperte sich ein paarmal.

»Ich denke neuerdings an nichts anderes. Muß daran liegen, daß ich jeden Tag so viel Zeit totzuschlagen habe. Wenn man nichts zu tun hat, kriegt man auf die Dauer richtig unheimlich abgefahrene Gedanken – so abgefahren, daß man ihnen gar nicht bis zu Ende folgen kann.«

Sie nahm den Finger von meinem Handgelenk und trank den Rest ihrer Cola aus. Am Klang der Eiswürfel erkannte ich, daß das Glas leer war.

»Machen Sie sich keine Gedanken wegen des Katers – ich halt nach ihm Ausschau. Ich sag's Ihnen schon, wenn Noboru Wataya aufkreuzt. Lassen Sie die Augen zu. Ich bin sicher, daß Noboru Wataya hier irgendwo in der Gegend herumspaziert. Er wird jeden Augenblick hier sein. Er ist schon auf

dem Weg hierher. Ich weiß, daß er schon auf dem Weg ist: durch das Gras, unter dem Zaun durch, kleine Pause hier und da, um an den Blumen zu schnuppern – langsam, aber sicher kommt Noboru Wataya immer näher. Denken Sie so an ihn, stellen Sie ihn sich so vor.«

Ich versuchte, mir den Kater bildlich vorzustellen, aber das Beste, was ich zustande brachte, war eine verschwommene Gegenlichtaufnahme. Das Sonnenlicht, das durch meine Augenlider drang, verwirrte und verwischte meine innere Dunkelheit, was es mir unmöglich machte, eine genaue Vorstellung des Katers heraufzubeschwören. Was ich statt dessen produzierte, war ein mißglücktes Portrait, eine seltsame, verzerrte Kollage, die in bestimmten Details eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Original aufwies, an der aber die wichtigsten Merkmale fehlten. Ich konnte mir nicht einmal vergegenwärtigen, wie der Kater aussah, wenn er ging.

Das Mädchen legte wieder den Finger auf mein Handgelenk und zeichnete mit der Spitze ein seltsames Diagramm von unklarer Form. Gleichsam als Reaktion darauf begann sich eine neuartige – von der Dunkelheit, die ich bis zu diesem Moment gewahrt hatte, qualitativ verschiedene – Finsternis in mein Bewußtsein zu graben. Ich war wahrscheinlich am Einschlafen; ich wollte es nicht, aber ich konnte mich in keiner Weise dagegen wehren. Mein Körper fühlte sich wie ein Leichnam an – der Leichnam eines anderen –, der in der Stoffbespannung des Liegestuhls versank.

In der Finsternis sah ich die vier Beine Noboru Watayas, vier lautlose braune Beine auf vier weichen Pfoten mit schwellenden gummiartigen Ballen, Beine, die unhörbar irgendwo die Erde beschritten.

Aber wo?

»Zehn Minuten, länger wird's nicht dauern«, sagte die Frau am Telefon. Nein, sie mußte sich irren. Manchmal sind zehn Minuten keine zehn Minuten. Sie können sich in die Länge ziehen oder zusammenschrumpfen. Das wußte ich ganz sicher.

Als ich aufwachte, war ich allein. Das Mädchen war verschwunden. Ihr Liegestuhl berührte noch immer meinen; das Handtuch und die Zigaretten

und das Magazin lagen noch da, aber das Glas und der Ghetto-Blaster waren weg.

Die Sonne stand jetzt schon im Westen, und der Schatten eines Astes der Eiche war mir über die Knie gekrochen. Meine Uhr zeigte Viertel nach vier. Ich richtete mich auf und sah mich um. Breiter Rasen, trockener Teich, Zaun, steinerner Vogel, Goldraute, Fernsehantenne. Vom Kater weiterhin keine Spur. Ebenso wenig vom Mädchen.

Ich richtete die Augen auf den Katzenpfad und wartete darauf, daß das Mädchen wiederkäme. Zehn Minuten verstrichen, und weder der Kater noch das Mädchen ließen sich blicken. Nichts rührte sich. Ich hatte das Gefühl, während des Schlafes entsetzlich gealtert zu sein.

Ich stand auf und sah zum Haus hinüber, aber nichts deutete auf die Anwesenheit von Menschen hin. Das Giebfenster reflektierte den Glanz der westlichen Sonne. Ich gab es auf zu warten und ging über den Rasen zurück auf die Gasse und machte mich auf den Heimweg. Ich hatte den Kater nicht gefunden, aber ich hatte getan, was ich konnte.

Zu Hause holte ich die Wäsche herein und bereitete ein einfaches Abendessen vor. Um halb sechs klingelte das Telefon zwölfmal, aber ich nahm nicht ab. Noch lange nachdem das Klingeln verstummt war, hielt sich der Klang der Glocke im abendlichen Duster des Zimmers wie in der Luft schwebender Staub. Mit den Spitzen ihrer harten Krallen klickte die Tischuhr auf ein durchsichtiges Brett, das im Raum schwebte.

Warum konnte ich nicht ein Gedicht über den Aufziehvogel schreiben? Die Idee sagte mir zu, aber die erste Zeile wollte und wollte nicht kommen. Wie hätte auch ein Gedicht über einen Aufziehvogel Oberschülerinnen gefallen können?

Kumiko kam erst um halb acht nach Haus. Seit einem Monat kam sie immer später und später. Es war keine Seltenheit, daß es nach acht, manchmal sogar nach zehn wurde. Jetzt, wo ich zu Hause war und das Essen vorbereitete, brauchte sie sich nicht mehr so zu beeilen. Sie hatten sowieso zu wenig